

# Liebe – ein Tausch?

Von Stefan Beher

**Zusammenfassung:** Liebesbeziehungen gelten in der modernen Gesellschaft als nicht-rational und selbstlos, werden in den Sozialwissenschaften aber nicht selten tauschtheoretisch rekonstruiert. In einer Gegenüberstellung von differenzierungs- und tauschtheoretischen Argumenten soll hier angesichts der widersprüchlichen Empirie tauschtheoretischer Forschung zum Thema der theoretischen Frage nachgegangen werden, wie plausibel der Begriff des Tauschs und die Vorstellung von Kosten und Nutzen auf Liebesbeziehungen überhaupt angewandt werden können (I). Dabei wird die Passung und der Erkenntnisgewinn tauschtheoretischer Überlegungen (II) auf die Semantik von Liebesbeziehungen im engeren Sinn (III), langfristige Partnerschaften (IV) sowie die Anbahnungsphase intimer Beziehungen (V) diskutiert. Es zeigen sich sehr wesentliche Inkompatibilitäten des Tauschprinzips zur modernen Konzeption der Liebe, andererseits aber auch einige Potentiale, wenn nicht in Bezug auf die Semantik, so doch teilweise im Blick auf Ehen und längerfristige Partnerschaften und insbesondere für frühe Phasen der Kontaktaufnahme zu potentiellen Intimpartnern, in denen über eine reziproke Unsicherheit der Partner Liebe erst entfacht werden kann.

*Ich habe ein großes Gefühl für Dich.  
Soll ich es Dir vorbeibringen,  
oder willst Du es abholen?  
(Robert Gernhardt)*

## I.

Kant (1803: 107) bezeichnete die Ehe einst als „Verbindung zweier Personen verschiedenen Geschlechts zum lebenswierigen wechselseitigen Besitz ihrer Geschlechtseigenschaften“, und vielleicht müssen wir ihn heute nicht nur als einen der bedeutendsten Philosophen aller Zeiten, sondern auch als Pionier für eine Tauschtheorie der Intimbeziehungen rühmen. Tatsächlich lassen sich gerade eheliche Beziehungen zumindest historisch sehr gut als Tauschakte begreifen. So wurde in Soziologie und Ethnologie etwa der Tausch von Ehefrauen in Stammesgesellschaften einerseits makrosoziologisch im Blick auf seine pazifizierende Wirkung zwischen den Stämmen (Levi Strauss 1949), andererseits mikrosoziologisch hinsichtlich der im Tausch realisierten und sozialpsychologisch induzierten Präferenzen für bestimmte Partner (Homans / Schneider 1955) interpretiert. Aber auch vormoderne Gesellschaften, in denen die Wahl von Ehepartnern abhängig vom sozialen Status primär aus ökonomischen oder politischen Erwägungen heraus getroffen wurde, ließen sich in ein Tauschmodell der Ehe mühelos integrieren (etwa Schenk 1987: 67ff).<sup>1</sup>

Noch Goffman (1952: 456) beschrieb die Ehe als „a way in which a man sums up his social attributes and suggests to a woman that hers are not so much better as to preclude a merger or a partnership in these matters“.

Die Vorstellungen über gute Ehepartner haben sich jedoch seither verändert wie die Typik von Liebschaften überhaupt. Nicht nur unpersönliche, auch persönliche Beziehungen haben sich mit dem Fortschreiten der modernen Gesellschaft ausdifferenziert, immer anspruchsvollere, auf ihren spezifischen Sinn hin interpretierbare Erwartungen auf sich gezogen und sich von Ansprüchen aus anderen, etwa wirtschaftlichen Beziehungen mehr und mehr freigestellt

---

1 Während in den unteren Schichten vor allem wirtschaftliche Aspekte bedeutsam waren, spielten in den oberen Schichten auch politische Interessen eine entscheidende Rolle (McCall 1977: 194ff).

(Luhmann 1982: 13). Liebe erscheint uns dabei heute als „irdische Religion“ (Beck 1990), als letzter Hort für das höchstpersönliche Sinnerleben und wesentliche Bedingung für ein glückliches Leben. Mehr noch: sie gilt nun als Voraussetzung, ja: als einzig legitimer Grund für eine Ehe, wie umgekehrt die Ehe als einzige Konsequenz einer großen Liebe verstanden wird.<sup>2</sup> In vormodernen Gesellschaften – und erst recht in Stammesgesellschaften – war dieses moderne Phänomen der Liebe dagegen zunächst gar nicht bekannt; „der code amour passion“ wurde erst später und gerade außerhalb der, gar „gegen die Ehe differenziert“ (Luhmann 1982: 212).<sup>3</sup> Umgekehrt scheinen sich noch die Vorstellungen von Liebe, die wir heute der Ehe zu Grunde legen, kalkulierenden, rationalen Implikaten, wie sie mit dem Modell des Tauschens einhergehen, nicht recht fügen zu wollen – schon deshalb, weil jenes zwangsläufig seinen „Zweck außer sich“ hat, während diese „ihn [...] in sich hat“ (so bereits Simmel 1908: 90 f. anlässlich einer Gegenüberstellung von „Ehe“ und „Geschäft“; vgl. auch ders. 1968 [1908]: 445ff). Nichtsdestotrotz gibt es sowohl im Alltagsdenken als auch in den Sozialwissenschaften (etwa: Collins / Coltrane 1991; Thibaut / Kelley 1959) weiterhin die Neigung, intime Beziehungen mit tauschaffinem Vokabular zu belegen und aus Tauschprozessen heraus zu erklären: als reziproken Austausch, als Geben und Nehmen – nicht selten unter dem Rückgriff auf eigentlich ökonomische Metaphern von Gewinnen und Verlusten, Kosten und Erträgen, Wertvollem und Wertlosem.

## II.

Das Prinzip des Tauschens nimmt in sozialtheoretischen Kontexten seit je eine exponierte Stellung ein. Mauss (1990 [1950]: 19) spricht von „der Natur der menschlichen Transaktionen“; Simmel (1968 [1908]: 443) sieht im Tausch „die Sachwerdung der Wechselwirksamkeit zwischen Menschen“ schlechthin, denn: „Aller Verkehr der Menschen beruht auf dem Schema von Hingabe und Äquivalent“.

Mit Weber (1972 [1922]: 37) ist als Tausch „jede auf formal freiwilliger Vereinbarung ruhende Darbietung von aktuellen, kontinuierlichen, gegenwärtigen, künftigen Nutzleistungen von welcher Art immer gegen gleichviel welcher Art von Gegenleistungen“ zu verstehen. Ähnlich definiert Blau (1964: 9) Tausch als „limited to actions that are contingent on rewarding reactions from others that cease when expected reactions are not forthcoming“. Wesentlich für den Tauschbegriff erscheint ein Abgleich von Elementen auf zwei Seiten, den „actions“ und den „reactions“, auf spezifischen Bewertungsdimensionen. Dabei basiert Tausch grundsätzlich auf Freiwilligkeit und wird nur dann realisiert, wenn er von den beteiligten Personen übereinstimmend als vorteilhaft oder belohnend empfunden wird, zumindest im Vergleich zu einem Nicht-Tausch, zu dem man sich stattdessen immer auch entscheiden könnte oder den man

2 Eine Tatsache allerdings, die nur für unseren westlichen Kulturkreis gilt: weltweit sind sog. *arranged marriages* auch heute noch eher Regel als Ausnahme. So kommen, global gesehen, weiterhin 60% aller Eheschließungen auf Grund externer, nicht von den Ehepartnern selbst bestimmten Gründen zu Stande (Mackay 2000).

3 „Der Code der Intimität“ wurde tatsächlich „des Vergnügens halber erfunden“ und „nicht für die Ehe“ (Luhmann 1989: 12), abgesehen davon, dass ohnedies „nichts abwegiger [wäre], als bei Liebe an Ehe zu denken“ (Luhmann 1982: 89). Beigel (1951) sieht die früheste Form der romantischen Liebe in der Minne, also der höfischen Liebe des Mittelalters, die in feudalen Klassen sexuell fundierte, aber konsequent keusche Beziehungen zwischen Männern und Frauen außerhalb von Ehen in einem strengen, vor allem moralischen Rahmen institutionalisierte. Zu Möglichkeiten einer ausgelebten Sexualität innerhalb von Liebesbeziehungen kam es nach Beigel dann erst in der zweiten Phase während der Romantik ab dem Ende des 18. Jahrhunderts, auch hier aber selbstverständlich außerhalb von Ehen. Die Integration von Liebe und Sexualität innerhalb von Ehen ist dagegen, so Beigel, für uns erst seit kurzer Zeit überhaupt vorstellbar – und auch an dieser Stelle soll klar zwischen beiden Konzepten unterschieden werden.

hinnehmen muss, wenn Alter diese Möglichkeit bevorzugt.<sup>4</sup> Insofern liegt dem Tausch grundsätzlich ein nutzenbezogenes Kalkül zu Grunde, wenn auch kein näher definiertes oder gar anspruchsvolles: der Tauschakt wird zum Tauschakt, indem eine Handlung von belohnenden Reaktionen konditioniert erscheint. Er ist damit als solcher zunächst weder notwendig ökonomisch rational (wie aber in der Rational Choice Theorie häufig vorausgesetzt, in Bezug auf Intimbeziehungen bei Becker 1976), noch notwendig gerecht (wie aber in allgemeinen Austauschtheorien und vor allem in der Sozialpsychologie häufig postuliert, ebenfalls in Bezug auf Intimbeziehungen bei Walster et al. 1978). Er ist lediglich „freiwillig“ – und ermöglicht daher über rein subjektive Nutzenvorstellung gespeisten, friedlichen und in den meisten Fällen sicher auch vernunftorientierten Kontakt noch unter Fremden, also potentiellen Feinden (Gehlen 1964).

Vermutlich liegt in ebendiesem selbststeuernden Aspekt des Tauschens, der Rechte und Pflichten gegenüber anderen unter direkter oder indirekter Bezugnahme auf deren konkrete Interessen zu regulieren ermöglicht, die Ursache für die Ubiquität dieses Sozialmodells begründet. Die unterschiedlichsten, sonst unvergleichbarsten Güter können so im vollzogenen Tausch eine Gleichsetzung erfahren, weil der Tausch nur dann vollzogen wird, wenn über ihre Äquivalenz Einigkeit erzielt werden kann – in bester Abstimmung damit, was die am Tausch Beteiligten tatsächlich für äquivalent halten. Der Wert einer Gabe realisiert sich erst in ihrer Zirkulation, in ihrem sich wechselseitig bedingenden Geben und Nehmen, nicht über ihren isolierten Inhalt oder ihre stoffliche Beschaffenheit allein. Freilich beruhen auch Liebesbeziehungen in hohem Maße auf Freiwilligkeit, höchst subjektiver Wertzuschreibung sowie einer gewissen Gegenseitigkeit, etwa in der persönlichen, auch körperlichen Anziehung oder dem Austausch von intimen Informationen, Körperkontakten, Geschenken und anderen Gratifikationen.

Die Anwendung des Tauschbegriffs setzt, gerade in Bezug auf Liebesbeziehungen, kommunikative Explikation nicht notwendig voraus. Vielmehr lassen sich gerade im Blick auf diese Frage zwei völlig verschiedene Traditionen von Tauschtheorien voneinander unterscheiden (in Anlehnung an Ekeh 1974): eine des Äquivalenten- oder Warentausches unter offen interessengeleiteten, ökonomisch agierenden Akteuren, eine andere des Gabentausches, der den Charakter des Ökonomischen gerade bestreitet und die einzelnen Gaben als freiwillige Geschenke präsentiert, obwohl mit ihnen ein impliziter, latenter Zwang zur Erwidderung einhergeht. Blau (1968) unterscheidet hier in ungefähr demselben Sinn zwischen ökonomischem und sozialem Austausch. Man hilft seinen Freunden, wenn sie der Hilfe bedürfen, und erkennt sie darin als Freunde. Doch auch wenn gegenseitige Aufrechnungen als illegitim gelten, wissen alle, dass allzu offensichtliche Asymmetrien die Beziehung beschädigen würden. Fehlende Gegengaben können sogar, trotz ihrer Semantik der Unbedingtheit, bei Nichtbeachtung stark sanktioniert werden – im Extremfall, wie etwa häufig in Stammesgesellschaften, sogar mit dem Tode (paradigmatisch: Mauss 1923; siehe auch Ekeh 1974: 24ff).

Die Verunklarung, die Indirektheit des Tauschcharakters, die sich neben dem Verbot seiner Benennung auch etwa in der zeitlichen und sachlichen Unbestimmtheit der Gegengabe konstituiert, hat ihren sozialen Sinn vorrangig in ihrer Wirkung auf die Beziehung der Tauschenden selbst und weniger in ihrer ökonomischen Funktion. Tauschende und Getauschte, im ökonomisch motivierten Tausch gerade deshalb möglichst voneinander getrennt, werden im Gabentausch eben als Einheit erlebt. Die Person kommt über ihr Tauschgut zur Geltung und in Beziehung. Denn während im Äquivalenztausch eine ausgewählte Sache über eine dazu passende

4 Grundsätzlich spricht natürlich nichts dagegen, auch negative Güter in Begriffen des Tausches zu beschreiben, und so noch Phänomene von Rache und Gegenrache mit in das Erklärungsschema aufzunehmen – zum Schrecken des homo oeconomicus übrigens, dem Rachsucht und Sadismus in ihrer Irrationalität konstitutionell eher fernliegen, aber möglicherweise mit Gewinn für das Thema Liebe.

Person erworben wird, fokussiert der Gabentausch eine ausgewählte Person über eine dazu passende Sache, die abseits dieses personalen Bezugs gar keinen eigenen Wert haben muss.

Analog dazu sind Tauschtheorien über Liebesbeziehungen typischerweise als Fremdbeschreibungen zu verstehen, deren Semantik, ähnlich der des Gabentauschs, sorgsam von derjenigen der Liebenden selbst unterschieden werden muss. Die empirische Überprüfung ihrer Erklärungs- und Vorhersageleistungen können jedoch – auch und gerade angesichts des zuweilen recht offensiv reklamierten Anspruchs auf Validität – im Ganzen allenfalls als durchwachsen bezeichnet werden und sprechen daher, je nach Fokus, sowohl für als auch gegen das Modell.<sup>5</sup> An dieser Stelle soll aber ohnedies weniger die empirische Bestätigung tauschtheoretischer Überlegungen als vielmehr deren theoretische Plausibilität zum Thema werden.

### III.

Selbst wenn im Alltag *über* Liebesbeziehungen durchaus mit tauschaffinem Vokabular gesprochen wird („Sie ist eine gute Partie“, „Er hat etwas zu bieten“), fällt nun auf, dass in Liebesbeziehungen ebendies gerade nicht geschieht – weil es der Beziehung, mit Parsons gesprochen, einen instrumentellen Charakter unterstellen würde, der unseren expressiven Vorstellungen von Liebe diametral widerspräche. Die Intimitäten folgen daher, jedenfalls auf ihrer sozialen, kommunikativen Ebene, wie auch engere persönliche Beziehungen überhaupt, einer „Logik der Hingabe“ und gerade keiner „Logik der Berechnung“ (Kaufmann 1994: 199ff). „Das Argument: wenn Du mich lieben willst, musst du viel verdienen, regelmäßig zur Kirche gehen und zur politischen Wahl, ist uns moralisch suspekt wie jede Konditionierung der Liebe auf Interaktionsbedingungen“, schreibt Luhmann (2008: 70), „und selbst bei strafbaren Handlungen erwarten wir, dass die Liebe nicht deswegen aufgekündigt wird“. Was der geliebten Person gegeben wird, muss, wenn es als Zeichen von Liebe gedeutet werden soll, so gegeben werden, dass auch und gerade der Geber im Geben bereits als befriedigt erscheint – und die Gabe gerade nicht als Vehikel zum Erhalt einer Gegenleistung inszeniert. Mit Bezug auf diese zumindest kommunikative Realität müsste man Liebesbeziehungen also geradezu als tauschfeindlich interpretieren. Offene Forderungen an den Partner oder streng konditioniertes Entgegenkommen nach der Logik eines kommunizierten quid pro quo erscheinen unter ihren Vorzeichen nicht angebracht und würden eher als Krisenzeichen für die Beziehung gewertet, deren Unbedingtheit nun plötzlich unter Bedingungen stünde.

Wenn überhaupt das „Prinzip“ der Liebe tauschtheoretisch dargestellt werden soll, würde sich dafür also höchstens das implizite Modell des Gabentauschs bzw. des sozialen Tauschs nach Blau eignen – oder eben in einem ganz ähnlichen Sinn der Tauschbegriff als Metapher bzw. Fremdbeschreibung, der sich als wissenschaftliche Beschreibung von der Realität der Akteure emanzipiert und nicht mit deren Alltagsplausibilitäten abgestimmt werden muss. Denn nicht nur die kommunikative Explizitheit des ökonomischen Tauschs gerät in Widerspruch zur Erwartungsstruktur in Intimbeziehungen. Ökonomischer Tausch ist seiner eigenen Logik zu Folge stets mangelorientiert und auch deshalb inkompatibel mit der Liebessemantik. Man tauscht in Ermangelung eines Gutes, für das man zu Zahlungen bereit ist. Der Gabentausch vollzieht sich hingegen, ganz im Sinne unserer Vorstellungen von Liebe, aus einem Überfluss – und schließlich: durch ein Geschenk. Auch der Liebende ist ein Schenkender. Sein Handeln nicht zur Forderung, vielmehr zum Ausdruck eines inneren Reichtums, einer gütigen Erleuchtung, einer glückseligen Verschwendung. Der Liebende wird daher, wie auch der Schenkende, leicht beneidet. Der Beschenkte dagegen kann wie der Geliebte zum Erleidenden werden (Retzer 2004: 65). Auf ihn als besondere Person wird die Gabe bezogen – und wird

5 Für eine enger empirisch fundierte Kritik an Tauschmodellen in Bezug auf Intimbeziehungen sowie eine Zusammenstellung der widerspruchsvollen Ergebnisse vgl. etwa Beher 2010 sowie Mikula 1992.

gerade deswegen auch im Erleben der Beteiligten weniger als Aus-Gabe und mehr als Ver-  
ausgabung, weniger als Nutzenmaximierung und mehr als ein „Aufeinanderbezogensein“  
wahrgenommen.

Andererseits steht zu bedenken, dass Liebe als „Passion“ und damit als grundlegend *un-*  
*freiwilliger* Akt institutionalisiert ist (Aubert 1965: 226ff; Luhmann 1982). Gegen die geheimen  
Mächte der Passion kann sich, so die Konvention, niemand wehren. „Die Liebe, zwangs-  
jackschön“ (Paul Celan, zitiert nach Retzer 2004), wird daher nicht selten als Krankheit  
beschrieben, wenn auch gleichwohl als eine gesuchte Krankheit ohne die jedenfalls kurzfristige  
gesellschaftlich institutionalisierte Verpflichtung zu einer Bemühung um deren Genese (Par-  
sons 1971). Die Wahl eines Liebespartners ist deswegen gar keine<sup>6</sup> – und kann daher, wie das  
Aufkommen und der Fortbestand von Liebe überhaupt, auch nicht unter sozialen Begrün-  
dungszwang gestellt werden. Insofern ist das Krankheitsprinzip hier vor allem ein Freiheits-  
prinzip (so Aubert 1965) – und gilt nicht nur für das Lieben, sondern ebenso für das Zurück-  
geliebtwerden: man liebt zurück oder man liebt nicht zurück, ist aber keinesfalls durch den-  
jenigen, der einen liebt, darauf festgelegt. Mehr noch: Die Reaktion auf Liebe durch Liebe oder  
das Lieben zum Zwecke des Zurückgeliebtwerdens macht die Liebe wertlos wie ganz allge-  
mein eine Wertschätzung, die auf eine vorangegangene Wertschätzung reagiert oder das Zu-  
rückgewertschätztwerden erwartet, keine echte Wertschätzung mehr sein kann. ‚Wahre‘ Liebe  
ist also ihrer eigenen Idee nach nicht an eine Gegenliebe gebunden: „Wenn ich dich lieb habe,  
was geht’s dich an?“, sagt Philine zu Wilhelm Meister (Goethe 1989 [1796]: 235). Beinah  
müsste man sogar so weit gehen, gerade das Umgekehrte zu behaupten: weil nämlich derjenige,  
der sich *weniger* bemüht, häufig die *stärkere* Liebe entfacht.<sup>7</sup> Eine Liebe gilt zwar dann als  
„glücklich“, wenn sie erwidert wird, sie setzt diese Erwidern aber nicht voraus – und kann  
sie auch nicht voraussetzen, ohne etwas anderes zu sein als Liebe. In der Liebe gibt es daher  
keine Gerechtigkeit oder Fairness, sie ihrem ganzen Wesen nach undemokratisch und will-  
kürlich. In ihr lassen sich keine Ansprüche stellen und keine Verdienste auszahlen. Sie kann  
nicht erzwungen und auch niemandem geschuldet werden, ohne ihren selbstverständlichen  
Charakter zu verlieren (Retzer 2004: 60): „Die Liebe erscheint allenfalls wie das Recht, wel-  
ches wir dem geliebten Wesen einräumen, uns zu tyrannisieren“ (Dostojewski, zitiert nach  
ebd.).<sup>8</sup>

Nicht nur mit der mangelnden Freiwilligkeit wird also ein entscheidendes Kriterium für das  
Tauschmodell außer Kraft gesetzt. Auch wenn sich unter Liebenden vielfach ein Steigerungs-  
verhältnis beobachten lässt, in dem das Zurückgeliebtwerden die eigene Liebe zu befördern  
vermag, ist die im Begriff des Tauschens implizierte Abhängigkeit („contingent on“) von Gabe  
und Gegengabe in der Liebe nicht allgemein vorausgesetzt, auch und gerade wenn eben dieses  
Faktum kaum erträglich erscheint. Dass eine Liebe unerwidert bleibt, können wir auf Grund  
ihrer hohen motivationalen und projektiven Kraft nur schwer begreifen (Goode 1959: 38).  
Insofern hat das eigene Lieben immer auch einen fordernden Charakter, zumindest setzt es die  
– wenn auch beim anderen vielleicht noch unentdeckte – Gegenliebe als natürlich voraus,  
genauso wie jede Eifersucht in Liebesbeziehungen, selbst in unerwiderten, zum Teil gerade in  
dem (einseitigen) Versuch gründet, dem anderen einen höheren Grad an Verpflichtung auf-  
zuzwingen, als dieser freiwillig zu geben bereit ist (Blau 1964: 81). Aber bekanntlich führt  
ebendies zumeist in Probleme. Daher lässt sich vielleicht aus den Erfahrungen mit Eifersucht  
besonders gut verstehen, wieso die ‚wahre‘ Liebe weder erzwungen noch gehandelt werden  
kann. Hier zeigt sich wiederum, dass Liebe ihr Belohnungspotential nur aus sich selbst heraus,

6 Und dies nicht nur, weil sich Intimpartner ohnehin nicht einfach beliebig ‚auswählen‘ lassen!

7 So bemerkenswerterweise auch Thibaut / Kelley 1959: 23 f; Kelley / Thibaut 1978: 11ff.

8 Aus eben dieser Erfahrung begründet sich in der Liebessemantik zuweilen auch die Reflexivität des  
Liebens: dass man also nicht nur seine Angebetete, sondern mindestens ebenso das Lieben selbst liebt  
– und gerade keine weiteren Zwecke, die dadurch erst noch erreicht werden sollen.

nicht Grund einer äußerlichen Bedingung – und sei es die Liebe von Alter – erzeugen kann. Mit Blau (1964: 76) handelt es sich um „the polar case of intrinsic attraction“: Die geliebte Person gewinnt ihren ‚Wert‘ aus ihrer Unvergleichbarkeit, die man vor der Bekanntschaft mit ihr noch gar nicht suchen, geschweige denn vermissen konnte, vergleichbar mit der Qualität eines künstlerischen Werks, und in diametralem Gegensatz zu ökonomisch-standardisierten Produktionen (Blau 1964: 72). Gegenüber dem ökonomischen Tausch, bei dem das Nehmen im Zentrum stand, und gegenüber der Gabe im sozialen Tausch ließe sich Liebe damit als Hingabe oder eben als *intrinsisch* kennzeichnen.

Jede Liebe ist also unvergleichlich<sup>9</sup> – und transzendiert überhaupt den Gesichtspunkt des Vergleichens. Während im Tausch der Vergleich als zentrale Beobachtungskategorie das Geben und Nehmen in seine Bahnen lenkt und mit dazu passenden Medien, insbesondere Geld, Vergleichsmöglichkeiten immer weiter steigert, offenbart sich im Lieben eine potenzierte Ideosynkrasie: Das Einzigartige einer Person wird durch den ganz eigentümlichen Bezug des Liebenden als Unvergleichliches geliebt. So beschreibt Luhmann (1982) die Liebe als Kommunikationsmedium: als eine Orientierung des eigenen Handelns am *individuellen* Erleben der geliebten Person; als Bereitschaft, dieses Erleben des anderen als Prämisse eigenen Handelns zu übernehmen – ohne dass dieser dafür eine Gegenleistung anbieten müsste. „Soweit es überhaupt um ‚Geben‘ geht“, schreibt Luhmann (2008: 30), „besagt Liebe deshalb: dem anderen zu ermöglichen, etwas zu geben dadurch, dass er so ist, wie er ist“. Hieraus bezieht sie ihre Außer-Alltäglichkeit, ihre Spannung, ihren Wert – aber auch ihre Fragilität.

Im Gegensatz zu den meisten anderen sozialen Kontexten gewinnt deshalb in der Liebe das Urteil über das tatsächliche Erleben, die Gesinnung des Liebenden eine ungleich größere Bedeutung als deren reale Folgen (Luhmann 2008: 62ff). Die Ethik der Liebe ist eine der Gesinnung, nicht der Verantwortlichkeit, weil das Bezugsproblem der Liebe immer im Erleben des anderen liegt.<sup>10</sup> Über seine Aufrichtigkeit muss Gewissheit bestehen – sie lässt sich aber schlechthin nicht ertauschen, und noch der Versuch würde nur Misstrauen erzeugen und damit das Gegenteil dessen, was ursprünglich bezweckt werden sollte.

Diese Überlegungen führen zu dem Schluss, dass romantische Liebe in ihrem Kern kaum plausibel über Tauschmodelle rekonstruiert werden kann – selbst dann nicht, wenn man von Modellen wie dem des Gabentausches ausgeht oder überhaupt auf eine Sprache rekurriert, die nicht an das realweltliche Erleben von Liebenden sich bindet. Noch die Fremdbeschreibung von Liebe als unfreiwilligem Tausch, der weder Explikation noch Konditionierung erlaubt, sondern intrinsisch motiviert und auf Unvergleichbarkeit bezogen wird, lässt nicht mehr viel vom eigentlichen Begriff des Tauschs erkennen – und erinnert eher an Watzlawicks bekanntes Messer ohne Griff, das keine Klinge hat.

9 Die Unvergleichbarkeit als zentrale Beobachtungskategorie für das schlechthin Menschliche findet sich insbesondere in der Gesellschaftsphilosophie Adornos, der dieses Motiv auch auf Liebesbeziehungen anwendet. Liebe ergibt für Adorno, sofern in der vom Tauschprinzip durchdrungenen Gesellschaft überhaupt möglich, gerade in Opposition zu dieser ihren Sinn. Sie steht insofern für Natürlichkeit, als sie sich der Subsumption unter den Tauschwert – der „Identität des Nicht-Identischen“ (Adorno 1966: 149) – verweigert, sich von Schwankungen im Gefühl und alternativen Möglichkeiten emanzipiert und stattdessen ihr Besonderes und Nicht-Identisches entfaltet, die ihre wahre Humanität bezeugen.

10 Zu gewissen Teilen allerdings auch im eigenen: Die Frage etwa, ob man wirklich liebt, ist angesichts der allgemeinen Unübersichtlichkeit eigener Gefühle zumindest nicht ungewöhnlich – wenn auch kaum von Vorteil für den glücklichen Fortbestand einer Beziehung.

## IV.

Man mag nun einwenden, dass die Verwendung von Tauschmetaphern zwar möglicherweise nicht zur Liebessemantik passt, diese jedoch sehr außergewöhnliche Erwartungen an Liebende stellt, die sich über eine längere Beziehungsdauer faktisch kaum aufrechterhalten lassen. „Of course“, schreibt Beigel (1951: 333), „the burning craving cannot last“. Kommunikationstheoretisch ergibt sich die Zumutung, dass „das Handeln des Ego auf besondere Zeichen für Liebe“ fortlaufend abgetastet wird, obwohl „Ego zwangsläufig auch durch Situationsanforderungen eingenommen ist“ (Luhmann 2008: 45) und so mit hoher Wahrscheinlichkeit „enttäuschungsanfällige Erwartungen“ und „absehbare Konflikte“ (Luhmann 2008: 46) entstehen.<sup>11</sup> Alltagsweltlich spiegelt sich dies in der bekannten Erfahrung, dass Intimbeziehungen auf längere Sicht anstrengender werden, mindestens pragmatischer, im schlimmsten Fall selbstzerstörerisch. Bezeichnenderweise wurde die Liebe historisch gerade *nicht* als ein Beziehungsmodell mit langfristiger Perspektive angelegt (Luhmann 1989: 12). Heute gilt Liebe dagegen als Voraussetzung für Eheschließung und damit mindestens als Zubringer zu einer sehr langfristigen Beziehung. Man darf, ja: muss sich verlieben, um seine Heirat vor anderen als legitim darstellen zu können – mit weit reichenden Folgen auch für die Stabilität moderner Ehen (die angesichts dieser Umstände aber vielleicht gerade als erstaunlich robust beurteilt werden muss, so jedenfalls Luhmann 2008: 58)

Evident scheint immerhin, dass Intimbeziehungen, die fortbestehen sollen, nach einer Phase gesteigerter Zweisamkeit (die Dritte radikal exkludiert, darin also immer auch eine asoziale Komponente aufweist) wieder mehr auf die externen Anforderungen der Mitwelt eingestellt werden müssen. Die hohen Freiheitsgrade gegenüber der Gesellschaft, die sich aus der Passion ergeben und ihrerseits erst in der modernen Gesellschaft auf die Spitze getrieben wurden,

11 Daran ist dann nicht nur ablesbar, dass das Programm der Liebe – zumindest in diesem anspruchsvollen und zumutungsreichen Rahmen – eben nicht auf Dauer angelegt werden kann, sondern ebenso, dass die kritischen Themen in der Liebe weniger um materiellen Gütertausch oder den Abgleich von Interessen oder persönlichen Eigenschaften kreisen, als vielmehr um Zurechnungsfragen und um die Folgeprobleme eines konsequenten Attribuierens auf vermeintlich individuelle Konstanten.

können auch dort kaum auf Dauer gewährt werden<sup>12</sup> – ebenso wie sich die Beanspruchungen der für die Hochphase der Liebe typischen Erwartungen kaum auf Dauer aufrechterhalten lassen. „Eine gute Ehe, wenn es deren gibt“, das wusste bereits Montaigne (1797: 133), „entzieht sich der Dazwischenkunft und des Bedingnisses der Liebe. Sie strebt nach dem Bilde der Freundschaft“.

In diesem Neuarrangement, d.h. mit dem Übergang der Liebesbeziehung in eine langfristige Partnerschaft, so könnte man nun argumentieren, müsste auch die Frage nach der Bedeutung von Tausch neu gestellt werden: Wird nicht in jeder Partnerschaft, gerade wenn sie fortbestehen soll, verhandelt und gefordert? Werden nicht, langfristig gesehen, Ansprüche und Bedingungen an den Partner gestellt wie an wenige andere? Geht es nicht um Gleichberechtigung und Kompromisse; um Regeln und Verträge, wenn die Beziehung auch eine Zukunft haben soll?<sup>13</sup>

Offensichtlich haben wir es mit zwei unterschiedlichen Phasen einer Intimbeziehung zu tun, die in der Soziologie bereits als zwei aufeinanderfolgende Typen von Sozialbeziehungen mit je unterschiedlichen Erwartungsstrukturen beschrieben wurden.<sup>14</sup> Funktional lässt sich diese Abfolge so interpretieren, dass in den Jahren um die Hoch-Zeit der Liebe das psychisch nötige Fundament für eine auch darüber hinaus bestehende Partnerschaft legen kann; „that in a rootless society, with few common bases for companionship, romantic love holds a couple together long enough to allow them to begin marriage“ (Goode 1959: 39; vgl. auch Beigel 1951: 333). Bereits Parsons (1949: 187ff) sah in der Liebe ein „substitute for the interlocking of kinship

- 
- 12 Noch im Mittelalter waren selbst die romantischen, also außerehelichen Beziehungen im Kontakt zwischen den Liebenden auf Versagung und Enthaltensamkeit gegründet (Beigel 1951, vgl. FN 3). Später, im 18. und 19. Jahrhundert, als das Konzept romantischer Liebe – noch immer als ein Modell für außereheliche Beziehungen – die freie Wahl des erotischen Partners erstmals erprobte und eigene Bedürfnisse, auch sexuelle, unter Umständen realisierte, spielten weiterhin gesellschaftliche Restriktionen in Gestalt der Ideale von Verantwortlichkeit, Selbstaufopferung und Triebverzicht eine wesentliche Rolle. Swidler (1980: 127ff) beschreibt die romantische Liebe dieser Zeit als ein vierfaches Changieren zwischen je konfligierenden Werten: freie Wahl versus Verpflichtung für den Partner, Rebellion versus Bindung an den Geliebten, Selbstverwirklichung versus Selbstaufopferung und Ausleben der Triebe versus Triebverzicht. Sie interpretiert die ursprüngliche Leistung des Liebesmythos in der Versöhnung ebendieser Widersprüche: als Möglichkeit einer Wahl zu lebenslanger Verpflichtung; als Rebellion, die zu einer Einbindung in institutionalisierte Verpflichtungen hinführt; als Selbstrealisierung durch Selbstaufopferung und als Steigerung des Trieberlebens durch Triebverzicht. Für die moderne Gesellschaft, in der viele dieser Beschränkungen an Verbindlichkeit eingebüßt haben, diagnostiziert Swidler eine Neubestimmung des romantischen Codes in Richtung auf die Seite der Ich-Bedürfnisse. Ihr zu Folge werden moderne Intimbeziehungen an ihren Potentialen zu Selbstverwirklichung, Ichwachstum und sexueller Erfüllung gemessen; Forderungen nach Aufopferung und Verzicht scheinen dagegen in den Verschwunden begriffen. Deswegen werden Beziehungen beendet, sobald sie keine weiteren Entwicklungsmöglichkeiten für das eigene Selbst versprechen: „If we enter love relationships to complete the missing sides of ourselves, then in some sense when the exchange is successful, we have learned to get along without the capacities the other person had supplied“ (Swidler 1980: 137). Selbstverwirklichung gilt so gemeinhin als erstrebenswert, beinahe als moralische Pflicht; Selbstaufopferung – einst der höchste Liebesbeweis überhaupt – dagegen mehr und mehr als bemitleidenswert, mindestens als Schwäche. Auch Beigel (1951: 331) postuliert im Vergleich zu der Vorstellung von Liebe im Mittelalter eine Verschiebung von stark ideellen zu eher egoistischen Motiven.
- 13 Vor allem die psychologische, insbesondere die psychotherapeutische Fachliteratur folgt dieser Einschätzung – lobt die „Vernunftfehe“ (Retzer 2009) und überwacht „Beziehungskonten“ (Stierlin 2005). Dabei versteht sich aber beinahe von selbst, dass Liebende im engeren Sinn, trotz ihrer krankheitsähnlichen Symptome (die heute bis in die neurophysiologischen Korrelate als nachgewiesen gelten), für gewöhnlich keine Therapeuten aufsuchen. Hier sammeln sich also gerade die Krisenfälle – die möglicherweise eben deshalb gegenseitige Bilanzierung und Balancierung erfordern.
- 14 Für einen Überblick auch über die verschiedenen soziologischen Deutungen dieser beiden Phasen vgl. Kuchler / Beher 2014.

roles found in other societies, and thus motivates the individual to conform to proper marital role behavior“ . Und Luhmann (2008: 58) diagnostiziert schließlich eine mittel- und langfristige Substitution der passionierten Liebe, die sich „unmerklich“ in „Geschichte“ wandelt und „zugleich durch Geschichte ersetzt“ wird: „Die impulsive Attraktion, die zur Übernahme von Selektionsleistungen des anderen motivierte, wird abgelöst durch das Schon-verständigt-sein, durch das selbstverständliche Mitfungieren des anderen im laufenden Urteilen über die Fragen der täglichen Lebensführung“ (Luhmann 2008: 58). Das eigene Erleben von Welt wird dann so sehr mit dem des Partners verknüpft und in Erleben und Handeln, vor allem in Bezug auf die eigene Selbstdarstellung, so weit mit dem Partner verbunden, dass diese gemeinsame Geschichte eine Trennung zunehmend unwahrscheinlich macht. Mit Sternbergs (1988) Dreiecksmodell, das für Liebesbeziehungen die Dimensionen Intimität, Leidenschaft und wechselseitige Verpflichtung unterscheidet, könnte man längerfristig ein Schwinden von Leidenschaft und ein Anwachsen der gegenseitigen Verpflichtung diagnostizieren – eine Konstellation, die gelegentlich auch schmeichelhaft als ‚reife‘ Liebe interpretiert wird.

Leupold (2003) unterscheidet in diesem Zusammenhang zwei verschiedene Codierungen von Intimbeziehungen, die sie einerseits als „Liebe“, andererseits als „Partnerschaft“ beschreibt.

Dabei gilt letztere als charakteristisch für eine Beziehung, die langfristig in den Alltag eingebunden werden soll, denn nur aus dem Liebesgefühl heraus „lassen sich nicht umstandslos Anhaltspunkte für die Entscheidung der Frage, wer den Abwasch erledigen soll, gewinnen“ (Leupold 2003: 218). Anders als die Liebe, von der man nur überwältigt werden kann, geht einer solchen Partnerschaft ein bewusster Entschluss voraus, der im Fall der Eheschließung sogar vor Zeugen beglaubigt werden muss. Während man seine Liebe nur gestehen kann, muss man sich zur Ehe bekennen<sup>15</sup> – und geht schon damit ein Verhältnis ein, das eo ipso auch auf Vertraglichkeit, Kooperation, Gleichberechtigung, Organisierbarkeit hin angelegt ist.

Es kann nun mit einer gewissen Plausibilität behauptet werden, dass sich die bekanntesten Tauschtheorien über intime Beziehungen (Becker 1976; Foa / Foa 1976; Thibaut / Kelley 1959; Walster et al. 1978) – ohne die hier beschriebene Unterscheidung zwischen Liebe und Partnerschaft überhaupt zu thematisieren – vor allem auf dieses spätere Stadium beziehen: Im familienökonomischen Ansatz Gary S. Beckers (1976), demzufolge das Eingehen von Partnerschaften (und damit: gemeinsamen Haushalten) durch die damit einhergehenden ökonomischen Vorteile erklärt wird, die etwa in qualitativ hochwertigen Mahlzeiten, ehelicher Arbeitsteilung oder gemeinsamen Kindern liegen, ist der Bezug auf diese längerfristige Form von Intimbeziehung sofort offensichtlich. Noch das Phänomen der Liebe selbst gilt bei Becker als „commodity“, die in Ehen dauerhaft erworben werden kann, aber auch als Faktor von Kostensenkung im laufenden Betrieb, insofern sich liebende Partner im Haushalt in ihrer Leistungserbringung weniger überwachen müssen. Becker zu Folge liegt eine der Funktionen von Liebe eben darin begründet, eine besonders effiziente Form des Tauschens (vielleicht auch eher: des Kooperierens) zu ermöglichen, die einen vertrauenswürdigen Tauschpartner immer schon voraussetzen kann – um so eine nach ökonomischen Kriterien rationalisierte Wohlfahrt zu ermöglichen. Liebe wird dabei gerade nicht in ihrem Wesen, sondern in ihrer Wirkung, bezogen auf längerfristig angelegte Beziehungen beschrieben.

Die vor allem in der Sozialpsychologie rezipierte Equity-Theorie (Walster et al. 1978) postuliert dagegen, dass sich Austausch in intimen Beziehungen weniger an Effizienzkriterien, sondern vielmehr an seiner Gerechtigkeit bemisst – und auch hier ist evident, dass sich dieses Problem vor allem in langfristigen Partnerschaften stellt, selbst wenn die Autoren dies nicht

15 In Anlehnung an die Unterscheidung zwischen Bekenntnis und Geständnis, vgl. Hahn 2000, zitiert nach Retzer 2004: 60.

explizit benennen. Beziehungen sind diesem Paradigma zu Folge besonders glücklich und stabil, wenn der Anspruch an Gerechtigkeit, verstanden als subjektiv empfundene Leistungsgerechtigkeit, eingelöst werden kann, und umgekehrt besonders unglücklich und anfällig für Krisen, wenn dies nicht der Fall ist. Die Theory of Personal Interdependence (Thibaut / Kelley 1959: 23 f) fokussiert schließlich pointiert die Machtverhältnisse, die sich aus je verschiedenen Alternativen zum Austausch in einer gegebenen Beziehung konstituieren und über deren Attraktivität, Fortbestand und Entwicklungsverlauf entscheiden. Auch deren Konzepte von Vergleichsniveaus und Ertragsmaximierung implizieren schon einen gewissen Pragmatismus, der zwar für den Liebescode im engeren Sinne eher fremd, in längeren Beziehungen aber möglicherweise realistisch erscheint.<sup>16</sup>

Dennoch ergeben sich auch in der Anwendung des Tauschmodells auf längerfristige Partnerschaften einige Probleme. So müssen etwa die beiden ersten Tauschlogiken (ökonomisch, leistungsgerecht), gedacht als latente Strukturen, gegenüber einer manifesten Tauschstruktur angesichts der zusätzlichen Schwierigkeiten in Bezug auf Aushandlungen zumindest mit nicht unerheblichen Leistungseinbußen rechnen. Die Fokussierung auf Machtdisbalancen scheint demgegenüber nicht nur dem Konstrukt von Liebesbeziehungen viel gemäßer zu sein – „an imbalance of power and extrinsic rewards [...] is often the source and remains the basis of lasting reciprocal love conditions“, so Blau (1964: 78) –, sondern auch direkt aus dem Tauschmodell zu folgen. Denn im Tausch ist immer auch eine zumindest latente Gegnerschaft angelegt, in der über die unterschiedlichen Wertsetzungen gegensätzliche Interessen sichtbar werden, Über- und Unterlegenheiten aufscheinen und schließlich weit über die Tauschsituation hinaus sich manifestierende Disbalancen und Machtgefälle ihren Niederschlag finden können, wenn eine Partei mehr als die andere dazu in der Lage ist, die Wertbestimmung der Tauschgüter zu ihren Gunsten zu beeinflussen (dazu etwa Clausen 1978). Entgegen ökonomischem Kalkül und Gerechtigkeitsstreben sind Machtgefälle zwischen Tauschenden damit wenn nicht die Voraussetzung, so doch zumindest die Konsequenz aus Tauschprozessen (Blau 1964). Demgemäß spricht bereits Weber (1972[1922]: 382) von „Tauschgegnern“ statt von Tauschpartnern – und Clausen (1978: 101) sieht bereits in den ökonomischen Termini von Angebot und Nachfrage eine Problemverdeckung, aus der heraus er die Begriffe Nachfrage und „Gegennachfrage“ präferiert.

Grundsätzlich lassen sich Quid-pro-quo-Modelle im engen Sinn aber ohnedies nicht über ganze Beziehungen hinweg institutionalisieren. Das liegt schon an der Vielseitigkeit des Kontakts in intimen Beziehungen, die bereichsspezifisch heterogene und in der Summe unübersichtbare Tauschkonstellationen aneinanderreihen und darüber hinaus auch angesichts des offenen Zeithorizonts Bilanzierungen stark erschweren, wenn nicht verunmöglichen: „Auch relativ unbalancierte Beziehungen“, schreibt Luhmann (2008: 46), können zudem dank der „Diffusität des sexuellen Kontaktes noch als gleich und als unvergleichbar erlebt werden“. Und selbst wenn sich in Einzelfragen durchaus die ganz prinzipiell größere Stabilität von Ungleichgewichten (vgl. Luhmann 2002) festsetzen mag oder man als externer Beobachter an Hand von eigenen Kriterien ein solch stabiles Ungleichgewicht beobachten kann, sorgt der oxymerotische Charakter der Liebe tendenziell dafür, dass dieses Missverhältnis nach innen hin ganz anders erlebt und behandelt wird – zumal dann, wenn es kommunikativ, ähnlich wie die Tauschstrukturen selbst, nicht ohne zerstörende Wirkung sichtbar gemacht werden darf. Ganz allgemein ist nämlich davon auszugehen, dass sich Sozialsysteme „in beträchtlicher Un-

16 Empirisch lassen sich die von den genannten Theorien prognostizierten Zusammenhänge nur teilweise nachweisen, teils zeigen sich sogar gegenteilige Effekte. Vgl. die Literatur in FN 5, aber auch Kaufmann 1994 insbesondere in Bezug auf das Gerechtigkeits-Postulat. Bei empirischen Prüfungen des Zusammenhangs zwischen (wahrgenommener) Gerechtigkeit und (wahrgenommener) Zufriedenheit bleibt gewöhnlich offen, welche Variable als abhängig und welche als unabhängig einzustufen ist.

abhängigkeit von den persönlichen Motiven und Überzeugungen des Einzelnen stabilisier[en], damit besondere Anforderungen an sie gestellt werden können“ (Luhmann o.J.: 74). Sofern ein Interesse am Fortbestand des Sozialsystems als Ganzem vorausgesetzt werden kann, wird ein für das Sozialsystem dienliches Verhalten „auf indirekte und generalisierte Weise mitmotiviert“ (Luhmann o.J.: 75), sodass nicht mehr jeder Beitrag im Einzelnen auf eigene Vor- und Nachteile hin überprüft wird. Noch die offensichtlichen Nachteile werden im Blick auf das Ganze nicht nur in Kauf genommen, sondern gar nicht mehr als solche erlebt, insofern sie den Fortbestand des Kontaktes überhaupt fundieren. Man orientiert sich „faktisch nicht an voll durchdachten Zweck/Mittel-Beziehungen, sondern trifft eine generalisierte Teilnahmeentscheidung und lebt sich in deren Konsequenzen ein“ (Luhmann o.J.: 75).

Das bewusste Aufrechnen in intimen Beziehungen wird dabei schon durch die Logik der (intimen) Interaktion selbst verhindert. Denn gelungene Kontakte mit vertrauten Partnern und damit insbesondere Intimpartnern zeichnen sich gerade durch deren expressive Involviertheit in die konkrete Situation aus (so Blau 1964: 74, bezugnehmend auf Goffman), mit der alle kognitiven und interaktionellen Ressourcen voll durch die Logik der Situation gebunden werden. Vor- und Nachteile mit all ihren künftigen Implikationen sind dort, wenn überhaupt, meist nur schwer zu überschauen (vgl. Luhmann o.J.: 74 f). Nur durch diese konsequente Hingabe an den anderen und die faktisch ablaufende Interaktion kann eine intime Situation erzeugt und erlebt werden, und gerade über den Mangel in dieser Hingabe lässt sich erklären, wieso uns Situationen von Kontaktaufnahmen, Kennenlernen und langsamem Annähern häufig so steif und mechanistisch erscheinen.

Nicht zuletzt besteht in etablierten Intimbeziehungen häufig eine gewisse Schwierigkeit darin, einzelne Handlungen eindeutig dem Geben oder dem Nehmen, dem Gewinn oder dem Verlust, den Kosten oder dem Nutzen zuzuordnen. Stattdessen entsteht eine extrem diffuse Struktur, deren Disbalance erst in eklatanten Fällen wirklich sichtbar wird und dann auch alltagsweltlich eher als böses Omen gilt. Unterhalb dieser Schwelle sollte man auch besser nicht zu viel nachrechnen. Denn empirisch gilt als belegt, dass in Partnerschaften eine besonders explizite Orientierung auf Tauschgesichtspunkte zu signifikanter Steigerung der Unzufriedenheit führt (Murstein 1977; Van Yperen / Buunk 1991).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Tauschprozesse in langfristigen Beziehungen durchaus ihren Platz beanspruchen; etwa in Bezug auf die gemeinsame Bewältigung unerfreulicher, aber doch notwendiger Erfordernisse des Alltags sogar durchaus kommunikationsfähig erscheinen. Als Strukturprinzip erscheinen sie jedoch auch in diesem Zuschnitt auf langfristige Partnerschaften zumindest nicht als primär bestimmend.

## V.

Möglicherweise lassen sich Tauschmodelle besser auf eine viel frühere Phase des Kontakts anwenden: auf die Anbahnung und den Beginn von Liebesbeziehungen. Immerhin eignet „ein vertieftes Verständnis von Liebe sich heute, anders als man früher meinte, kaum dazu [...], das Anfangen und die Anlaufphase einer Intimbeziehung anzuleiten. Hierfür mögen sich Tauschvorstellungen besser eignen, die im Code wirklicher Liebe ausgeblendet sind“ – so Luhmann (!) (1982: 205 f). Schon empirisch spricht für diese These, dass sich entgegen der verbreiteten „Vorstellung, dass Männer und Frauen aus Liebe heiraten [...], dieser ungestümen, unwiderstehlichen Macht, die trifft, wohin sie will“, zumindest in Bezug auf die Partnerwahl, erstaunlich nüchterne und gleichwohl erfolgreiche Zusammenhänge prognostizieren lassen: „Forscht man [...] nach, wer wen heiratet, so zeigt sich, dass Cupidos glitzernder Pfeil sein Ziel in ballistisch wohl berechneten Bahnen von Klasse, Rasse, Einkommen, Erziehung und Konfession ansteuert“ (Berger 1977: 45). Hier könnten sich Kontakte in wechselseitiger Zugriffserlaubnis auf die Person des anderen ergeben, die jeweils dann erteilt wird, wenn der andere als

vielfersprechend und belohnend erscheint; einen „Wert“ als Intimpartner verspricht. Diese Figur mag an die kulturell tradierte Vorstellung erinnern, derzufolge man in der Ehe einen gerechten Austausch erfährt, insofern die Liebenden als Personen durch ihre Liebe an Wert gewinnen (Swidler 1980: 124). Denn dem Liebesmythos zu Folge offenbart sich der wahre Charakter des Liebenden erst durch seine Liebe, nur die Geliebte ist dazu in der Lage, diesen zu erkennen – und im Spiegel dieser Erkenntnis weiter zu entfalten, wie auch umgekehrt erkannt zu werden und dadurch den eigenen Wert zu steigern (Swidler 1980: 124). Die Idee des ‚Personentauschs‘ stellt diese Vorstellung auf den Kopf: Sie geht umgekehrt davon aus, dass der Wert einer Liebe sich durch die bereits vorher festzustellende Attraktivität der beteiligten Personen messen lässt – etwa über ihre physische Attraktivität oder ihre ökonomische Potenz. Persönlichkeitswerte, vor allem Tugendhaftigkeit, aber auch körperliche Attraktivität, spielten allerdings ebenso schon im klassischen Liebesmythos seit dem Mittelalter eine nicht unerhebliche Rolle (Beigel 1951, FN 4). Ohne nun für die moderne Gesellschaft einen höheren Grad an Varianz in den persönlichen Vorlieben für solche Eigenschaften oder die Zirkularität zwischen dem Wert einer Person und der affektiven Bindung an diese bestreiten zu wollen, lassen sich empirisch sowohl kulturspezifische als auch kulturunspezifische<sup>17</sup> Personmerkmale leicht isolieren, die zumindest für eine Mehrheit an potentiellen Intimpartnern als besonders attraktiv gelten – und häufig auch Liebespartner von außen unter dem Gesichtspunkt beobachtet werden, inwiefern sich deren Attraktivität vergleichen lässt.

Die einschlägigen Forschungsarbeiten zur Partnerwahl gehen häufig von der besonderen Sichtbarkeit eines Personenwertes für beliebige Beobachter aus, der – typischerweise als physische Attraktivität (insbesondere bei Frauen) oder als ökonomischer Erfolg (insbesondere bei Männern) – eine Art erotischen Magnetismus entfaltet. Dieser mag zwar im Kontakt nicht gut explizierbar sein, dessen Zustandekommen aber maßgeblich bedingen. Potentielle Liebespartner spielen dann, abhängig davon, in verschiedenen „Ligen“ und bevorzugen – tit for tat – eine Begegnung auf Augenhöhe.

Abseits dieser empirisch ‚fest‘stellbaren Attraktoren können ebenfalls interaktionell modellierbare Aspekte des Personenwerts, also das konkrete Verhalten in sozialen Situationen für die soziale Analyse der Kontaktabahnung zwischen potentiellen Partnern bedeutsam werden. Waller (1937: 730) beschreibt Dating-Hierarchien in eben diesem Sinn. Junge Männer, „in order to have Class A rating [...] must belong to one of the better fraternities, be prominent in activities, have a copious supply of spending money, be well-dressed, „smooth“ in manners and appearance, have a „good line“, dance well, and have access to an automobile.[...] The factors which appear to be important for girls are good clothes, a smooth line, ability to dance well, and popularity as a date“, wobei insbesondere dieser letzte Punkt am wichtigsten zu sein scheint: „here as nowhere else nothing succeeds like success“. Dabei spielt insbesondere auch die vermeintliche Verfügbarkeit und Inanspruchnahme durch andere Interessenten eine herausragende Rolle. „The clever coed“, so Waller (1937: 730) „contributes to give the impression of being much sought after even if she is not. It has been reported by many observers that a girl who is called to the telephone in the dormitories will often allow herself to be called several times, in order to give all the other girls ample opportunity to hear her paged“. Entsprechend dosiert man sein Interesse oder simuliert zumindest ein gewisses Ausgelastetsein, ist also nicht zu jeder Zeit kurzfristig abkömmlich: „Coeds who wish campus prestige must never be available for last minute dates; they must avoid being seen too often with the same boy, in order that others may not be frightened away or discouraged; they must be seen when they go out,

17 Um nur ein Beispiel in Bezug auf die Schönheitsstandards für Frauen zu erwähnen: Während das Ideal des schlanken Körpers bis in extreme Ausmaße die moderne Gesellschaft charakterisiert und in früheren Epochen umgekehrt eine gewisse Fülligkeit als attraktiv galt, werden symmetrisch gebaute Gesichtszüge über verschiedene Räume und Zeiten hinweg durchgängig als besonders anziehend empfunden.

and therefore must go to the popular (and expensive) meeting places; they must have many partners at the dances“ (Waller 1937: 730). Auf diese Weise lässt sich durch kalkuliertes *impression management* der eigene Personenwert für potentielle Partner auch abseits der demographischen und psychophysiologischen Standardvariablen beträchtlich steigern – oder bei ausreichender Ungeschicklichkeit in den Darstellungen, etwa durch allzu rasche und bedingungslose Verfügbarkeit als Person, beträchtlich senken. „Damit jemandes Gruß als Ehre empfunden werde“, schreibt Clausen (1978: 104), „genügt es keinesfalls, dass er merklich nickt. Er muss durch seinen Gruß viel versprechen können, sein Wohlwollen muss wertvoll sein“. Blau (1964: 76ff) konzipiert dieses Versprechen – insbesondere in Bezug auf Frauen – als grundsätzliches Dilemma zwischen Hingabe und Verweigerung: „The woman who impresses a man as a most desirable love possession that cannot be easily won and who simultaneously indicates sufficient interest to make ultimate conquest not completely beyond reach is likely to kindle his love“ (Blau 1964: 77). Um die Liebe eines Mannes zu entfachen, muss sie einerseits ihre Zuneigung kommunizieren, also auf Grund ihres Charmes, ihres Entgegenkommens oder ihrer physischen Nähe ihren belohnenden Charakter unter Beweis stellen, andererseits aber nicht allzu bereitwillig gewähren, weil sie eben dadurch an Wert verlieren würde.

Ungleichgewichte und Machtdisbalancen werden in solchen Situationen zwar oft gerade verdeckt, etwa durch die subtilen Verunklarungen von Initiativzurechnungen bereits in der Aufnahme eines Flirt (Kieserling 1999: 147ff). Damit wird die Bewegung des Tauschs aber gerade ermöglicht. Denn die erste Gabe, und also auch der erste Schritt, das wusste bereits Simmel (1968[1908]: 445ff), ist schon deshalb, weil man nicht dazu verpflichtet war, nie angemessen auszugleichen – und dabei ungleich riskant. Um Schaden zu vermeiden, vielleicht sogar um strategischen Vorteil aus dieser Situation zu ziehen, muss eine Gabe daher insbesondere in noch nicht etablierten Beziehungen idealerweise so klein sein, dass sie nur schwer abgelehnt, dann aber nach erfolgter Gegengabe leicht gesteigert werden und über die Norm der Reziprozität Alter dem sanften Sog einer enger werdenden persönlichen Beziehung ausgesetzt werden kann. „Eine persönliche Beziehung auf der Basis wechselseitiger Wohltätigkeiten“, so Luhmann (2000: 56), „wird typisch mit klein dosierten Leistungen eröffnet. Es werden Nettigkeiten, Hilfeleistungen, kleine Gaben, die nichts kosten, offeriert in einer Form, die für taktvolle Zurückweisung Raum lässt. Erst wenn die Freundlichkeiten erwidert werden, dankbare Anerkennung aufleuchtet und die Beziehung sich im Hin und Her bewährt hat, kann das Verhältnis vertieft werden“ (für eine empirische Bestätigung dieses Gedankens vgl. Murstein 1977).<sup>18</sup> Solange noch kein enges Verhältnis ausgebildet wurde, müssen freilich asymmetrische Interessen Alters befürchtet werden, und die verschärfte Beobachtung ebendieser mag dann mit einer langsamen, also beiderseitig kontrollier-, notfalls auch leicht bedingbaren Steigerung des interaktionellen Verbindlichkeitsgrades kombiniert werden. Gerade Situationen des Flirts folgen typisch einer solchen Logik und involvieren „largely the expres-

18 Zuweilen reichen aber auch die bloßen „Lockungen“ (Clausen 1978: 103). Mit der Aussicht auf Intimbeziehungen ist schon das Wissen um einen Verehrer schmeichelhaft für die eigene Person und ganz prinzipiell mit weiteren Glücksversprechen verbunden: „The love of a man animates a woman and makes her a more fascinating and attractive person“ (Blau 1964: 83), sie allein lädt zu einer grundsätzlich wohlwollenden Haltung gegenüber dem Verehrer zumindest ein, auch wenn dies noch keine Gegenseitigkeit garantiert. Noch das strategisch bewusste Erwecken fremder Gefühle durch das geschickte Offenbaren der eigenen muss jedenfalls nicht nur Heiratsschwindlern und Beischlafdieben vorbehalten bleiben, denn „as with every institutionalized emotion, a certain amount of pretense is, of course, to be expected“ (Beigel 1951: 332). Auf längere Sicht kann gar der Täuschende zum Opfer seiner eigenen Täuschungen und interaktionellen Selbstbindungen werden (und am Ende sogar der Verführer eben deshalb wirklich Lieben, so jedenfalls ein bekannter Topos in der Verführungsliteratur, vgl. Luhmann 1982: 90ff).

sion of attraction in a semi-serious or stereotyped fashion that is designed to elicit some commitment from the other in advance of making a serious commitment oneself“ (Blau 1964: 77).

Auch diese Vorstellung von Tausch aus Personwert oder Interaktionslogik führt allerdings in Probleme. In *sozialer* Hinsicht mag zumindest unklar bleiben, *wer* für den Personenwert überhaupt als Tauschpartner firmiert. Immerhin „erleichtert“ zumindest die „körperliche Schönheit und Attraktivität“ der begehrten Person „die Beweisführung“ der Liebe – „vor allem auch, was nicht unwichtig ist, Dritten gegenüber“. Denn „wer sich schön weiß, dem fällt es leichter, sich geliebt zu glauben, und wer einen schönen Menschen liebt, kann andere und sogar sich selbst leichter von seiner Liebe überzeugen“ (Luhmann 2008: 72) – wenn auch ganz besondere Schönheit die Gefahr birgt, entgegengebrachte Liebe auf diese bloße Kategorie zu attribuieren und dann leicht bezweifelt werden kann, ob sie sich auf die Person in ihrer Ganzheit bezieht.<sup>19</sup> Die Effekte mögen zudem *zeitlich* eng auf die erste Kontaktaufnahme begrenzt bleiben<sup>20</sup>: Ein Tausch von Personwerten lässt sich gerade nicht auf den Alltag einer Intimbeziehung durchstechen, und noch die zuvor zur Wertsteigerung inszenierten Engpässe in der Verfügbarkeit der eigenen Person ließen sich spätestens *in* der Beziehung nicht weiter aufrechterhalten – zumal es mit anwachsender Interaktionsgeschichte immer schwieriger wird, reale Tauschsequenzen zu isolieren. Auf der Ebene von Interaktion tauscht man, wie bereits dargelegt, zumindest nach einer gewissen Zeit in einer zunehmend generalisierten Form – vielleicht am ehesten in Analogie zu Luhmanns Charakterisierung von Wahlen als Tausch von „global gewährte(r) politische(r) Unterstützung gegen Befriedigung im großen und ganzen“ (Luhmann 2010: 413). Konkrete Paarungen lassen sich über (statistische) Aussagen zu Präferenzen für bestimmte personale Eigenschaften ohnedies kaum prognostizieren, sondern bloß posthoc über Tautologisierung zum Verschwinden bringen. *Sachlich* ergibt sich das zusätzliche Problem, dass alle Personenwerte, die ein Partner bieten mag, tauschtheoretisch immer auch als Bumerang verstanden werden können, insofern mit dem Gewinn eines in diesem Sinn attraktiven Partners immer eine verminderte Machtposition innerhalb der Beziehung für Alter einhergeht, für den ein solch attraktiver Partner insgesamt weniger erreichbar scheint und dem daher eine größere Motivation zur Aufrechterhaltung der Beziehung unterstellt werden kann. „The individual who is less deeply involved in a love relationship,“ so Blau (1964: 78), „is in an advantageous position, since the other’s greater concern with continuing the relationship makes him or her dependent and gives the less involved individual power“. Diese Macht „can be used to exploit the other; the woman who exploits a man’s affection for economic gain and the boy who sexually exploits a girl who is in love with him are obvious examples“ (Blau 1964: 78, siehe auch Kelley / Thibaut 1978: 11ff). Insofern lässt sich von Robert Mitchum (1934) lernen: „From a logical point of view, always marry a woman uglier than you“. Hier verschwimmen

- 
- 19 Innerhalb der Beziehung werden sich möglicherweise umgekehrt nivellierende Prozesse entfalten, nach denen sich etwa die Schönheit besonders attraktiver Partner mit der Zeit mehr und mehr abnutzt („Gewöhnungseffekt“) oder nach der auch unattraktive Partner mit der Zeit zumindest subjektiv attraktiver werden (sog. „mere exposure effect“). In der Sozialpsychologie ist ebenso der Effekt bekannt, dass man in Gesellschaft von Personen mit hohem Attraktivitätswert nicht nur von anderen beneidet oder respektiert, sondern auch selbst als attraktiver wahrgenommen wird.
- 20 Und, darüber hinaus, vor allem an ein bestimmtes Lebensalter gekoppelt zu sein. Hier ist nicht unwichtig zu sehen, dass die Forschungen insbesondere von Waller an jungen College-Studenten durchgeführt wurden. Die starke Orientierung an Status und Beliebtheit in der peer group gilt bekanntlich vor allem für diesen Lebensabschnitt nahe der Pubertät.

die tauschtheoretischen Begriffe von Kosten und Nutzen weitgehend ineinander; dasselbe Personenmerkmal nutzt und schadet zugleich.<sup>21</sup>

Eine besondere Bedeutung für unser Thema kommt schließlich dem in der empirischen Forschung gut abgesicherten Befund zur Homogamie in der Partnerfindung zu, der in der Literatur besonders häufig als Beleg für tauschtheoretische Vorstellungen angeführt wird. Wenn sich statistisch zeigen lässt, dass vorwiegend ähnliche Partner zusammenfinden, mag das Modell des Tauschens intuitiv überzeugen. Allerdings lässt sich derselbe Befund auch gegen dieses Modell verwenden: als ein Mechanismus gar, der ein Denken in Kosten und Nutzen eben zu neutralisieren verhilft. Denn nur dann, wenn die Partner in ihrer Bilanz sozial geschätzter Eigenschaften etwa gleich gut abschneiden, lässt sich eine Beziehung zwischen „Gleichen“ etablieren und letztlich der Eindruck vermeiden, dass die äußerlichen Faktoren als eigentliche Gründe für das Interesse an der davon als unabhängig gedachten Person angenommen werden.<sup>22</sup> Dazu kommt, dass eine weitgehend homogam gegründete Beziehung auch kommunikativ von erheblichem Vorteil ist, weil sie die Möglichkeiten einer gemeinsamen Welterschließung enorm steigert: So „sichert gleiche Herkunft genügend Gemeinsamkeiten in dem biographisch angehäuften Erfahrungsschatz, um den wirklichkeitsschaffenden Prozess zu fördern“ (Berger / Kellner 1965: 233), wobei dieser wirklichkeitsschaffende Prozess bereits bei der ersten Begegnung sofort seine Wirkung entfaltet: indem gleiche Personen als einander durch ihre Gleichheit und den ihnen unterliegenden gemeinsamen Lebenserfahrungen als besonders sympathisch erscheinen. Schließlich ergeben sich aber auch gerade auf Grund der gemeinsamen Lebenserfahrungen und den damit einhergehenden Lebensräumen und Kontaktkreisen stark erhöhte Wahrscheinlichkeiten, einander überhaupt zu begegnen: „You can not marry an eskimo when no eskimo is around“ (Blau 1987: 79).

Auch in Bezug auf die Phase des Kennenlernens kann das Tauschprinzip also zumindest nicht durchgängig und exklusiv überzeugen. Andererseits lässt sich, neben den bereits genannten Einsichten, gerade von hier aus in Begriffen der Tauschtheorie darstellen, wieso die Liebe im Erleben so ungleich irrationaler daherkommt als die so vernünftig anmutenden Strukturen des Tauschs, die sie doch eigentlich bedingen sollen. Coleman / Coltrane (1991: 304) sehen in ihr eine Reaktion auf die unangenehmen Erfahrungen auf dem Partnermarkt: „The market is the major reason that love is so dramatic“. Durch die Unsicherheiten auf dem freien Markt weiß man nie, wen man kennenlernt; man weiß nie, ob das eigene Interesse auch erwidert wird, es kommt zu Eifersüchten, falschen Hoffnungen und richtigen Enttäuschungen. Kontinuierliches Abgleichen von eigenen Initiativen und Entgegenkommen mit den Initiativen

- 
- 21 Schäden müssen ohnehin befürchtet werden. Gerade zu Beginn einer Beziehung besteht die Gefahr, an Stelle des Tauschs eine Täuschung zu erfahren – und schließlich: eine Ent-täuschung. Nicht selten werden auch und gerade intime Beziehungen (zumindest im Rückblick, der dann aber als realitäts-gerechter verstanden wird) in dieser Weise beschrieben. Und nirgends sonst, mit Ausnahme vielleicht der Werbung, die aber ihrerseits etymologisch gerade auf die hier thematisierten erotischen Kontexte verweist, ist das Getäuscht-werden-wollen so real wie dort: bis hin zu kompletten Fälschungen, eben Heiratsschwindlern oder Beischlafdieben. Negativ aufgelöst wird so der Tausch zur Beute und die Beziehung zur Aus-beutung – mit Liebe als einer Art von nicht gedecktem Scheck, gegen den materielle und körperliche Gratifikationen erschlichen werden.
- 22 Dass der Partner „aus Gründen der Parität“ über materiellen Reichtum verfügen muss, ist aus den Heiratsannoncen der Tageszeitungen weithin bekannt. Gerade eine Tauschtheorie müsste hier zu der Einsicht führen, dass ein hoher sozialer Wert, der für alle schnell offenbar ist, für Liebesangelegenheiten mindestens auch leicht zum Problem für die zugerechnete Motivation Alters werden kann. Umgekehrt lässt sich freilich gerade aus der Entbehrung jeder äußerlichen Belohnungskraft der Verdacht schüren, dem anderen fehle es bloß an Möglichkeiten, einen seinen Vorstellungen gemäßen Partner aufzutreiben. Auch empirische Studien belegen keine Motivation zur Abschöpfung einer möglichst großen Personenwertrendite. Eher gilt, dass die Attraktivität einer Person deren Motivation kanalisiert: So finden z.B. Personen mit geringem Selbstbewusstsein von sich aus solche Partner attraktiver, die weniger glamourös erscheinen (Foa / Foa 1976: 124 f).

und Entgegenkommen des anderen lassen sich deshalb gerade an noch nicht in intime Verhältnisse überführten Kontakten beobachten, die sich in dieser prekären Phase des wechselseitigen Interesses noch über einfache Koppelungen reziproker Handlungen versichern müssen und gerade deshalb auch fortlaufend als unsicher erlebt werden. Immerhin ist das ‚Gefühl‘ der Liebe, jedenfalls in der intensiven Variante von ‚Verliebtheit‘, tatsächlich genau dann am stärksten, wenn die Beziehung gerade noch nicht in gefestigten Bahnen verläuft, wenn vieles noch offen ist und gerade deshalb mit den schönsten Projektionen erstrahlt, wenn ihr Status als ambivalent erlebt wird und eben deshalb die größtmögliche Emotionalität garantiert: „Will he call? What does she really think of me? Quarrels. Misunderstandings. Reconciliations. Rivals, and rivals’ rivals, spreading out into a network of men and women whom one has not even seen“ (Coleman / Coltrane 1991: 304). Die geheime Macht der Liebe: sie entspringt aus austauschtheoretischer Perspektive den reziproken Unsicherheiten im ersten Kennenlernen.

## Literatur

- Adorno, T.W. (1966): Negative Dialektik, Frankfurt / Main.
- Aubert, V. (1965): The hidden society, Totowa / NJ.
- Beck, U. (1991): Die irdische Religion der Liebe, in: U. Beck / E. Beck-Gernsheim, Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt / Main, S. 222-266.
- Becker, G.S. (1993[1976]): Ökonomische Erklärungen menschlichen Verhaltens, Tübingen.
- Beher, S. (2010): Liebe – ein Tausch? Unveröffentlichte Diplomarbeit, Bielefeld.
- Beigel, H.G. (1951): Romantic Love, in: American Sociological Review 16, S. 326-334.
- Berger, P. L. (1977): Einladung zur Soziologie, München.
- Berger, P. L. / H. Kellner (1965): Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Abhandlung zur Mikrosoziologie des Wissens, in: Soziale Welt 16, S. 220-235.
- Blau, P.M. (1964): Exchange and Power in Social Life, New York – London – Sydney.
- Blau, P.M. (1968): Social Exchange, in: International Encyclopedia 7, New York / NY, S. 452-457.
- Blau, P.M. (1987): Contrasting theoretical perspectives, in: N. Smelser (Hrsg.), The Micro-Macro Link. Berkeley / CA, S. 71-86.
- Clausen, L. (1978): Tausch. Entwürfe zu einer soziologischen Theorie, München.
- Collins, R. / S. Coltrane (1991): Sociology of Marriage and the Family, Chicago / IL.
- Ekeh, P. (1974): Social Exchange Theory. The Two Traditions, Cambridge / Mass.
- Gehlen, A. (1964): Die Institutionen und die Probleme der Ethik. Aufnahme des SWR eines Vortrags an der Universität Freiburg, München.
- Goethe, J.W. (1989[1796]): Wilhelm Meisters Lehrjahre, in: E. Trunz (Hrsg.), Goethes Werke, Bd 7, Hamburger Ausgabe in 14 Bänden, München.
- Goffman, E. (1952): On cooling the mark out. Some aspect of adaption to failure, in: Psychiatry 15, S. 451-563.
- Goode, W.J. (1959): The Theoretical Importance of Love, in: American Sociological Review 24, S. 38-47.
- Homans, G.C. / D. Schneider (1955): Marriage, Authority, and Final Causes. A Study of Unilateral Cross-Cousin Marriage, in: G.C. Homans, Sentiments and Activities, New York / NY, S. 202-256.
- Kant, I. (1803): Metaphysik der Sitten, Königsberg.
- Kaufmann, J.C. (1994): Schmutzige Wäsche. Zur ehelichen Konstruktion von Alltag, Konstanz.
- Kelley, H.H. / J.W. Thibaut (1978): A Theory of Interdependence, New York / NY.
- Kieserling, A. (1999): Kommunikation unter Anwesenden, Frankfurt / Main.

- Kuchler, B. / S. Beher (Hrsg.) (2014): *Soziologie der Liebe. Romantische Beziehungen in theoretischer Perspektive*, Berlin.
- Leupold, A. (2003): *Liebe und Partnerschaft. Formen der Codierung von Ehen*, in: U. Pasero / C. Weinbach (Hrsg.), *Frauen, Männer, Gender Trouble. Systemtheoretische Essays*, Frankfurt / Main, S. 217-274.
- Luhmann, N. (o.J.): *Generalisierung von Verhaltenserwartungen*. Unveröffentlichtes Manuskript, Bielefeld.
- Luhmann, N. (1982): *Liebe als Passion*, Frankfurt / Main.
- Luhmann, N. (2000): *Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität*, Stuttgart.
- Luhmann, N. (2002): *Einführung in die Systemtheorie*, Heidelberg.
- Luhmann, N. (2008): *Liebe. Eine Übung*, Frankfurt / Main.
- Luhmann, N. (2010): *Politische Soziologie*, Berlin.
- Mackay, J. (2000): *The Penguin Atlas of Human Sexual Behavior*, New York / NY.
- Mauss, M. (1990[1923/24]): *Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in Gesellschaften*, Frankfurt / Main.
- McCall, M. (1966): *Courtship as Social Exchange. Some Historical Comparisons*, in: B. Farber (Hrsg.), *Kinship and Family Organization*, New York / NY, S. 190-200.
- Mikula, G. (1992): *Austausch und Gerechtigkeit in Freundschaft, Partnerschaft und Ehe. Ein Überblick über den aktuellen Forschungsstand*, in: *Psychologische Rundschau* 43, S. 69-82.
- Mitchum, R. (1934): *From a logical point of view always marry a woman uglier than you*, abrufbar unter: <http://www.youtube.com/watch?v=iGNWVwTq0cQ>, letztes Abrufdatum: 15.10.2009.
- Murstein, I. / M. Cerreto / M. MacDonald (1977): *A Theory and Investigation of the Effect of Exchange-Oriented Marriage and Friendship*, in: *Journal of Marriage and the Family* 39, S. 543-548.
- Parsons, T. (1971): *Illness and the Role of the Physician. A Sociological Perspective*, in: C. Kluckhohn / H.A. Murray / D.M. Schneider (Hrsg.), *Personality in Nature, Society and Culture*, New York / NY, S. 609ff.
- Retzer, A. (2004): *Systemische Paartherapie*, Stuttgart.
- Retzer, A. (2009): *Lob der Vernunftelhe*, Frankfurt / Main.
- Schenk, H. (1987): *Freie Liebe – wilde Ehe. Über die allmähliche Auflösung der Ehe durch die Liebe*, München.
- Simmel, G. (1968 [1908]): *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Berlin.
- Sternberg, R. J. (1988): *The Triangle of Love*, New York / NY.
- Stierlin, H. (2005): *Gerechtigkeit in nahen Beziehungen. Systemisch-therapeutische Perspektiven*, Heidelberg.
- Swidler, A. (1980): *Love and Adulthood in American Culture*, in: N.J. Smelser / E.H. Erikson (Hrsg.), *Themes of Work and Love in Adulthood*, Cambridge / Mass, S. 120-147.
- Thibeaut, J.W. / H.H. Kelley (1959): *The Social Psychology of Groups*, New York / NY.
- Yperen, van N.W. / B.P. Buunk (1990): *A longitudinal study of equity and satisfaction in intimate relationships*, in: *European Journal of Social Psychology* 20, S. 287-309.
- Waller, W.W. (1937): *The Rating and Dating Complex*, in: *American Sociological Review* 2, S. 727-734.
- Walster, E. / G.W. Walster / E. Berscheid (1978): *Equity. Theory and Research*, Boston / Mass.
- Weber, M. (1972[1922]): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*, Tübingen.

Stefan Beher, Dipl.Psych./Dipl.Soz.  
Universität Bielefeld  
Fakultät für Soziologie  
Postfach 100131  
33501 Bielefeld  
stefan.beher@uni-bielefeld.de